

# AMTSBLATT

## DER EVANGELISCHEN LANDESKIRCHE GREIFSWALD

Nr. 6	Greifswald, den 30. Juni 1979	1979
-------	-------------------------------	------

### Inhalt

	Seite		Seite
<b>A. Kirchliche Gesetze, Verordnungen und Verfügungen</b> . . . . .	65	<b>E. Weitere Hinweise</b> . . . . .	66
<b>B. Hinweise auf staatliche Gesetze und Verordnungen</b>		<b>F. Mitteilungen für den Kirchlichen Dienst</b> . . . . .	66
Nr. 1) Erklärung der Rechte des Kindes . . . . .	65	Nr. 2) Aufruf zum Allgemeinen Liebeswerk 1979 des Gustav-Adolf-Werkes in der DDR . . . . .	66
<b>C. Personalnachrichten</b> . . . . .	66	Nr. 3) Kirchliche Bestattung . . . . .	67
<b>D. Freie Stellen</b> . . . . .	66	— Theologie und Verkündigung — Referat von Prof. Hertzsch —	

### A. Kirchliche Gesetze, Verordnungen und Verfügungen

#### B. Hinweise auf staatliche Gesetze und Verordnungen

##### Nr. 1) Erklärung der Rechte des Kindes

Evangelisches Konsistorium

Greifswald, den 1. Juni 1979

Das Internationale Jahr des Kindes wollte Anstoß sein, neu über die Situation der Kinder in der Welt nachzudenken. Die Aufgabe aber bleibt auch nach dem Jahr 1979, Kinder in Liebe und Zuwendung zu erziehen und dafür zu sorgen, daß sie gesund und geborgen aufwachsen und ihren Platz in der Gesellschaft finden. Auch jede Kirchengemeinde hat sich immer wieder neu zu fragen, ob Kinder in ihrer Mitte wirklich bei ihr die Kirche finden, in der sie zu Hause sein können und in der sie erfahren, daß sie Gottes geliebte Kinder sind. Der nachstehende Abdruck der „Erklärung der Rechte des Kindes“ will Anlaß geben, sowohl im Jahr des Kindes als auch danach ernsthaft über unsere Kinder in der Gemeinde mit Eltern, Erziehungsberechtigten und Gemeindekirchenräten nachzudenken.

Für das Konsistorium  
v. Haselberg

#### Erklärung der Rechte des Kindes

Die Vollversammlung der Vereinten Nationen hat am 20. November 1959 die nachfolgende Erklärung der Rechte des Kindes einstimmig angenommen.

##### Präambel

Nachdem die Völker der Vereinten Nationen in der Charta ihr Bekenntnis zu den grundlegenden Menschenrechten und zur Dignität und Würde des einzelnen Menschen erneuert und sich für die Förderung sozialen Fortschrittes und eines verbesserten Lebensstandards in größerer Freiheit entschieden haben, nachdem die Vereinten Nationen in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte verkündet haben, daß ein jeder zu allen darin enthaltenen Rechten und Freiheiten Zugang haben soll ohne Ansehen von Rasse,

Hautfarbe, Geschlecht, Sprache, Religion, politischer oder anderer Überzeugung, nationalen oder sozialen Ursprungs, Eigentum, Geburtsrechten oder sonstiger Vorteile,

angesichts der Tatsache, daß das Kind, weil körperlich und geistig noch nicht voll ausgereift, besonderen Schutz und besondere Sorge, einschließlich eines besonderen Rechtsschutzes sowohl vor der Geburt als auch vom Zeitpunkt der Geburt an, bedarf, eingedenk der Tatsache, daß die Notwendigkeit solcher besonderen beschützenden Maßnahmen auch in der Genfer Erklärung der Rechte des Kindes von 1924 festgestellt und durch die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte sowie in den Statuten besonderer Verbände und internationaler Organisationen, die sich um die Wohlfahrt der Kinder bemühen, bestätigt worden ist, und angesichts der Tatsache, daß die Menschheit dem Kind das Beste schuldet, was sie zugeben hat, verkündet nunmehr

##### die Generalversammlung

diese Erklärung der Rechte des Kindes, auf das jedes Kind eine glückliche Kindheit habe und sowohl zu seinem eigenen Nutzen als auch zum Besten der Gesellschaft die Rechte und Freiheiten, die hierin festgestellt werden, genießen möge — wobei gleichzeitig Eltern, einzelne Männer und Frauen wie Organisationen, die auf freiwilliger Basis arbeiten, Behörden am Ort und nationale Regierungen dazu aufgerufen werden, diese Rechte anzuerkennen und durch legislative sowie andere, Schritt für Schritt zu verwirklichende Maßnahmen in Übereinstimmung mit den folgenden Grundsätzen für sie einzutreten:

##### Grundsatz 1

Das Kind erfreut sich aller in dieser Erklärung enthaltenen Rechte. Ohne jede Ausnahme und ohne Unterscheidung oder Benachteiligung durch Rasse, Hautfarbe, Geschlecht, Sprache, Religion, politische oder sonstige Überzeugung, nationale oder soziale Herkunft, Eigentum, Geburt oder sonstige Umstände, sowohl hinsichtlich seiner selbst wie seiner Familie, hat das Kind auf diese Rechte Anspruch.

**Grundsatz 2**

Das Kind genießt besonderen Schutz; ihm werden Gelegenheiten und Erleichterungen durch Gesetz und auf andere Weise gegeben, sich gesund und natürlich in Freiheit und Würde körperlich, geistig, moralisch, seelisch und sozial zu entwickeln. Das Beste des Kindes ist für diese Gesetzgebung bestimmend.

**Grundsatz 3**

Das Kind hat Anspruch auf einen Namen und eine Staatsangehörigkeit von Geburt an.

**Grundsatz 4**

Das Kind erfreut sich der Wohltaten der sozialen Sicherheit. Es ist berechtigt, in Gesundheit heranzuwachsen und zu reifen; deshalb werden ihm und seiner Mutter besondere Fürsorge und Schutz gewährt, einschließlich angemessener Pflege vor und nach der Geburt. Das Kind hat das Recht auf ausreichende Ernährung, Wohnung, Erholung und ärztliche Betreuung.

**Grundsatz 5**

Das Kind, das körperlich, geistig oder sozial behindert ist, erhält diejenige besondere Behandlung, Erziehung und Fürsorge, die sein Zustand und seine Lage erfordern.

**Grundsatz 6**

Das Kind bedarf zur vollen und harmonischen Entwicklung seiner Person der Liebe und des Verständnisses. Es wächst, soweit irgend möglich, in der Ökonomie und der Verantwortung seiner Eltern, immer aber in einer Umgebung der Zuneigung und moralischer und materieller Sicherheit auf; in zartem Alter soll das Kind nicht von seiner Mutter getrennt werden, außer durch ungewöhnliche Umstände. Gesellschaft und öffentliche Stellen haben die Pflicht, alleinstehenden und mittellosen Kindern verstärkte Fürsorge angedeihen zu lassen. Staatliche und anderweitige finanzielle Unterstützung kinderreicher Familien ist wünschenswert.

**Grundsatz 7**

Das Kind hat Anspruch auf unentgeltlichen Pflichtunterricht, wenigstens in der Volksschule. Ihm wird eine Erziehung zuteil, die seine allgemeine Bildung fördert und es auf der Grundlage gleicher Möglichkeiten in den Stand setzt, seine Anlagen, seine Urteilskraft, sein Verständnis für moralische und soziale Verantwortung zu entwickeln und zu einem nützlichen Glied der menschlichen Gemeinschaft zu werden. Das Beste des Kindes ist der Leitgedanke für alle, die für seine Erziehung und Führung Verantwortung tragen; diese liegt zuallererst bei den Eltern.

Das Kind hat volle Gelegenheit zu Spiel und Erholung, die den gleichen Erziehungszielen dienen sollen; Gesellschaft und Behörden fördern die Durchsetzung dieses Rechtes.

**Grundsatz 8**

Das Kind ist in allen Notlagen bei den ersten, die Schutz und Hilfe erhalten.

**Grundsatz 9**

Das Kind wird vor Vernachlässigung, Grausamkeit und Ausnutzung jeder Art geschützt. Es ist in keinem Fall Gegenstand eines Handels. Das Kind wird erst nach Erreichung eines geeigneten Mindestalters zur Arbeit

zugelassen; nie wird es gezwungen oder wird ihm erlaubt, einen Beruf oder eine Tätigkeit auszuüben, die seiner Gesundheit oder Erziehung schaden oder seine körperliche, geistige und moralische Entwicklung hemmen.

**Grundsatz 10**

Das Kind wird vor Handlungen bewahrt, die rassistische, religiöse oder andere Herabsetzung fördern. Es wird erzogen in einem Geist des Verstehens, der Duldsamkeit, der Freundschaft zwischen den Völkern, des Friedens, weltumspannender Brüderlichkeit und in der Vorstellung, daß seine Kraft und Fähigkeiten dem Dienst an seinen Mitmenschen zu widmen sind.

**C. Personalmeldungen****Berufen:**

Pastor Klaus-Thomas **Kurth** zum Pfarrer der Pfarrstelle Hetzdorf, Kirchenkreis Pasewalk, zum 1. Mai 1979, eingeführt am 27. Mai 1979.

**In den Ruhestand getreten:**

Pfarrer Alfred **Busse**,  
Pütte, Kirchenkreis Barth, zum 1. Juni 1979

**D. Freie Stellen****E. Weitere Hinweise****F. Mitteilungen für den kirchlichen Dienst****Nr. 2) Aufruf zum Allgemeinen Liebeswerk 1979 des Gustav-Adolf-Werkes in der DDR**

Die Geschäftsstelle des Gustav-Adolf-Werkes in Leipzig dankt für die Gaben des Allgemeinen Liebeswerkes 1978, die für die Diasporaarbeit (Schriftendienst) bestimmt war und in dem gesamten Bereich der Gliedkirchen fast 35 000,- M erbrachte.

Gleichzeitig erfolgt der Aufruf für die Gabe des Allgemeinen Liebeswerkes 1979, die für den Kirchenneubau im Neubaugebiet Schwerin „Großer Dreesch“ bestimmt ist.

Nachstehend der Aufruf des Gustav-Adolf-Werkes.

Wir bitten, die Gaben auf dem üblichen Wege über die Kirchenkreise an den Schatzmeister des Gustav-Adolf-Werkes in unserer Landeskirche, Pastor Jenning, 2031 Gülzowshof, abzuführen.

Für das Konsistorium  
Gummelt

Das Gustav-Adolf-Werk bittet in jedem Jahr alle Gemeinden und Gemeindeglieder der evangelischen Landeskirchen in der DDR um die Beteiligung an einer besonderen Aufgabe, die als „Allgemeines Liebeswerk“ dazu dient, kirchliches Leben zu erhalten und zu fördern.

Im Jahre 1979 ist das Allgemeine Liebeswerk für den Kirchenneubau im Neubaugebiet Schwerin – Großer Dreesch bestimmt.

Die evangelischen Christen auf dem Großen Dreesch freuen sich besonders darüber, daß sie im dritten Bauabschnitt ein kirchliches Zentrum bauen dürfen. Der Bauplatz wurde bereits zur Verfügung gestellt. Mit dem Bau kann aber erst im Jahre 1980 begonnen werden. Bis dahin sind noch viele Vorbereitungen zu treffen. Zuerst einmal muß das Projekt erstellt werden. Dafür ist eine Gruppe von Fachleuten aus der evange-

lischen Gemeinde unter der Leitung des zuständigen Kirchenbauvertrages verantwortlich. Die Gemeindeglieder freuen sich darüber, daß sie von Anfang an beim Bau ihrer Kirche dabei sein können. Je mehr die Gemeinde beim Bauen mit ihrer Zeit und mit ihrem Geld mithelfen kann, umso lieber wird sie dann auch in „ihre“ Kirche gehen. Obwohl in der Gemeinde schon eifrig für den Bau gesammelt wird, sind die Gemeindeglieder allein nicht in der Lage, die 500 000,- M, die benötigt werden, aufzubringen.

Die Gemeinde schreibt: „Das übersteigt bei weitem unsere Kräfte. Wir sind noch eine verhältnismäßig kleine Gemeinde. Vor vier Jahren begannen eine Katechetin und ein Pastor mit der Arbeit, Christen zu besuchen und zusammenzufassen. Inzwischen haben wir schon fast 3000 Christen gefunden und besucht. Über 130 Kinder kommen in den Wohnungen zum Unterricht, über 40 junge Ehepaare treffen sich regelmäßig in Hauskreisen, die Junge Gemeinde trifft sich jede Woche im Büro des Pastors im 2. Stock eines alten Hauses in der Schweriner Altstadt. Den Gottesdienst feiern wir regelmäßig im Schweriner Schloß. Viele Menschen erfahren erst durch unseren Besuch, daß es mitten im Schweriner Schloß auch eine wunderschöne Kirche gibt, die schon über 400 Jahre alt ist. Viele gehen leider noch nicht in die Schloßkirche, da der Weg dorthin einfach zu weit und zu umständlich ist. Wenn wir aber unsere Familiengottesdienste halten, dann ist schon Leben im Schloß. Wir haben zwar noch keinen Kantor für unsere Gemeinde, aber einen Chor gibt es schon seit drei Jahren. Und was das Schönste ist: unsere Gemeinde wird nicht kleiner, wie das mancherorts beobachtet werden muß, sondern sie wird von Tag zu Tag größer. Wenn wir einmal ganz knapp rechnen, dann werden wir beim Bauabschluß mindestens 6000 Glieder haben, die zu unserer Gemeinde gehören. Das sind dann 10 % der Bewohner. Wir hoffen natürlich, daß die Prozentzahl viel höher liegt. Wir brauchen aber für so viele Christen, wenn sich eine lebendige Gemeinde entwickeln soll, auch den nötigen Raum. Mit dem Unterricht ist es jetzt manchmal schon recht schwierig. Außerdem müßte dringend ein zweiter Pfarrer mitarbeiten. Die Pfarrstelle ist zwar eingerichtet, aber es gibt keinen Wohnraum. Der zur Zeit noch einzige Pastor der Gemeinde wohnt viel zu weit weg, nämlich in einem Landpfarrhaus 20 km entfernt von seiner Gemeinde. Ohne Gemeinde- und Wohnräume wird die Arbeit immer schwieriger. Aber Dank der Mithilfe vieler Christen in unserem Land werden wir in absehbarer Zeit das haben, was wir so dringend brauchen: unser kirchliches Zentrum.“

### Nr. 3) Kirchliche Bestattung – Theologie und Verkündigung

– Referat von Prof. Klaus-Peter Hertzsch, Jena, gehalten zu den Pfarrertagen der Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens 1978 \*

Ich weiß, daß das Thema „Die kirchliche Bestattung“ in einem Vortrag nicht zu bewältigen ist denn jede Verallgemeinerung läßt Entscheidendes weg; jeder Tod ist anders; jede Situation von Hinterbliebenen ist anders; jede Gemeindsituation ist anders; jeder von uns ist anders. Ich wage trotzdem, etwas Allgemeineres zu sagen, in der Hoffnung, daß jeder von uns ein Stück davon gebrauchen kann.

\* Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um den redaktionell überarbeiteten Mitschnitt des mündlichen formulierten Referats.

1. **Der Totenkult** ist der älteste und zählebigste Kult der Menschheit. Das hat seinen Grund darin, daß die Menschen in einer Situation, die außergewöhnlich und nicht vermeidbar ist, eine Hilfe brauchen. Darum müssen Verhaltensformen und Formulierungen bereitgestellt werden, mit deren Hilfe Menschen ihre Ratlosigkeit und ihre Sprachlosigkeit angesichts des Todes einigermaßen bewältigen können. Die jeweilige Kultur stellt solche Formen zur Verfügung, Formen für Menschen, die sonst nicht wissen, wie sie sich ausdrücken sollen, wenn sie kondolieren, wenn sie mit dem Tod konfrontiert sind, wenn sie einen Toten zur letzten Ruhe begleiten wollen. Ihnen hilft der Ritus, den die Kultur ihnen zur Verfügung stellt. Auch in Kulturen, die sich atheistisch verstehen, gibt es solche Rituale. Wir kennen die weltlichen Trauerfeiern, die die gleiche Funktion erfüllen wollen. Die Kirche muß sich fragen, wie sie sich dem gegenüber verhalten will. Sie findet grundsätzlich immer schon Totenkult und Rituale vor, die älter sind als die Kirche. Die Volkskirche hat auf große und ganze den Schwerpunkt vertreten, daß der Totenkult ihr Ressort und Monopol ist. Weltliche Trauerfeiern waren ihr befremdlich. Sie galten als merkwürdig. So haben wir in unseren Trauerfeiern eine Reihe von Elementen übernommen, die atavistischen Ursprungs sind.

Die frühe Kirche hat eine ganz **andere Konzeption**. Sie wollte den Totenkult ganz und gar ersetzen durch die Verkündigung der Auferstehungsbotschaft an den Gräbern. Diese Konzeption hat sich offenbar nicht durchhalten können. Die Geschichte der christlichen Bestattung ist zugleich die Geschichte des Einwanderns all dieser alten Elemente in unsere kirchliche Bestattungsfeier. So ist das Blumenopfer wiedergekommen, der Beistand, der den Hinterbliebenen geleistet wird, die Leichenruhrede, der Nekrolog, den die Antike entwickelt hatte, der Erdwurf auf den Sarg. Vom ursprünglichen Anliegen her ist das natürlich eine Fehlentwicklung, ein Einwandern des Heidentums in unsere christlichen Feiern, aber es ist offenbar ein Tribut, der gezahlt werden mußte an die kulturelle Umwelt, vielleicht sogar an ein tiefes Bedürfnis des Menschen.

**Die Tendenzen in unserer Zeit** gehen in zwei Richtungen. Die eine Richtung sagt: **Zurück zum Anliegen der Urkirche**. Die Kirche sollte am Grabe nur denen zur Verfügung stehen, die wirklich Gemeindeglieder sind. Gottesdienst am Sarg ist prinzipiell Gottesdienst der Gemeinde, und erfolgt in Formen des Sonntagsgottesdienstes. Das ist der Grundsatz unserer Agenda.

Es gibt eine gegenläufige Tendenz, die sagt: **Wir sollten die Not der Zeitgenossen annehmen**. Wir sollten dem Wunsch nach Begleitung entsprechen und uns dabei nicht nach der Christlichkeit, sondern nach der Bedürftigkeit richten. Also, Bestattung sollte eher eine diakonische Funktion haben und ähnlich verstanden werden wie der Dienst an den Kranken, den die Kirche auch übernimmt, ohne zu fragen, ob es sich um Christen oder Nichtchristen handelt. Wir sind vom Evangelium her dazu befreit, daß wir auch das Vorläufige sagen können, wo es gebraucht wird. Es ist durchaus die Möglichkeit, daß wir dann, abgerückt von der eigentlichen Totenfeier, einen Gottesdienst halten, einmal oder zweimal im Monat, wo alle Leidtragenden eingeladen werden, wo man dann wirklich zentral die Botschaft verkünden kann. In diese Richtung denken Ernst Lange und Heino Falcke.

Beide Tendenzen haben ihre Vorteile und ihr Einleuchtendes. Aber wie oft in dieser Welt scheitern die sauberen Lösungen an den Realitäten. Die erste daran, daß wir kaum je eine so uneinheitliche zusammengesetzte Gemeinde vor uns haben wie am Grabe. Die Grenzen gehen oft hart durch die Familie hindurch. Die zweite Konzeption scheitert daran, daß alle Akte, vor allen Dingen aber alle Texte, die wir am Grab nennen können, mit dem Evangelium in Beziehung stehen, also nicht neutral sind wie die Krankenpflege, und letzte Verbindlichkeit besitzen. Ich glaube, wir wenden auch in der Zukunft mit Mischformen leben müssen.

2. Parallel dazu gibt es ein mehr inhaltliches Problem, zu bezeichnen mit den Stichworten Allgemeine Religion und Evangelium, oder kritisch gesagt: **Allgemeine Religiosität statt Evangelium**. Auch hier gibt es wieder zwei unterschiedliche Wertungen.

**Die erste Konzeption** ist eher positiv, auch im Blick auf die **allgemeine Religiosität**. Sie sagt etwa: Unsere Gesellschaft lebt auf zwei Ebenen. Es gibt eine obere, eine bewußte, eine für jeden zugängliche, eine rationale Ebene, eine Oberfläche der Gesellschaft und ihres Denkens. Und es gibt eine untere, eine unbewußte, eine verdrängte Ebene. Aber gerade weil sie verdrängt wird, entwickelt sie immer wieder Energien von unten her, aus einer Urwelt, einem Urwissen her, das zwar verdrängbar, aber nie ganz überwindbar ist. Diese beiden Welten, diese beiden Ebenen sind sich fremd. Und da beide sich fremd sind, entstehen Spannungen zwischen ihnen. Immer wieder dringen Signale herauf von dieser verdrängten Urwelt des Religiösen in die scheinbar geordnete rationale Welt. Gerade bei der Konfrontation mit dem Tode erleben wir das deutlich. Bestimmte Vorgänge, wie ein merkwürdiges Schmuckbedürfnis (rational nicht erklärbar) hält sich durch. Wir sollten die Gesellschaft und die Menschen ruhig ansprechen auf diese in ihnen schlummernde tiefste Welt, die zwar verdrängbar, aber immer doch bereits da ist.

Die Gegenkonzeption könnte so beschrieben werden: An den Gräbern ist **nichts zu verkünden als die christologische Botschaft**, die von dem Tod als dem Sold der Sünde spricht, von der Auferstehung Christi und von seiner Wiederkunft zur Vollendung seiner Gemeinde. Alles andere sind nichts als barmherzige Lügen. Gerade am Sarge sollten wir uns deutlich machen, wie sehr wir alle gefährdet sind, daß unser gemeinsames Urheidement dort an die Oberfläche kommt. Diese These wird vertreten durch Werner Krusche. So gegensätzlich diese beiden Konzeptionen sind, so sagen sie doch beide, meine ich, wichtige Realitäten aus.

**Zur ersten Konzeption:** Natürlich darf man nicht eine psychologische Situation mit einer Transzendenzerfahrung verwechseln. Aber es ist keine Frage, daß die Erfahrung des Todes uns deutlich macht, wie wenig wir unsere Welt und uns selber im Griff haben. Eine Erfahrung, die eine existentielle Erfahrung ist und unsere rationale Erkenntnis verunsichert. Ich sehe zwei Gruppen vor mir, die wir angesichts des Todes anzusprechen haben, wobei die Grenzen wie immer fließend sind. Die eine Gruppe möchte ich bezeichnen als die **Betroffenen**, also unmittelbar von diesem Tod Betroffenen. Diese Menschen berichten von sich in der Phase, in die die Bestattungsfeier fällt, daß ihnen die ganze Welt wie unwirklich wird. Es ist alles wie ein Traum, sagen sie, wie ein Film, der abrollt, wie vor einer Glaswand, und es ist nicht nur die Frage, die sich einem aufdrängt,

wenn man dort sitzt: „Liegt dort vorn wirklich der Vater?“; sondern mehr noch: „Sitze wirklich ich hier?“ Wobei wir übrigens bedenken müssen, wie hart es für die Menschen ist, gerade in dieser tief verunsicherten Situation so im Blickpunkt aller zu stehen, öffentlich angeredet zu werden, was auch in normalen Situationen vielen peinlich und schwierig ist. Sie fühlen sich ausgestellt, im Blickpunkt.

Die andere Gruppe, die ich die **Teilnehmenden** nennen möchte, in der ganzen Variationsbreite von einer wirklichen inneren Anteilnahme bis hin zu einer reinen äußeren Teilnahme an dem Vorgang. Für sie wird das erste Gefühl eher so sein: Es ist wieder ein Stück vertrauter Welt aus dieser unserer Umwelt verschwunden mit dem Tod dieses Menschen, den wir mehr oder weniger gut kannten. Es ist ein Gefühl, das sich zunächst nicht sehr wesentlich unterscheidet von dem Gefühl, das uns überkommt, wenn ein Baum gefällt oder ein Haus abgerissen wird, an dem wir jahrelang vorbeigegangen sind. Die Welt wird ein bißchen fremder und unheimlicher. Freilich überkommt uns dann auch das Gefühl, das Unabwendbare rückt auf uns zu, unaufhaltsam. Wir sind die Betroffenen, ja wir sind die Toten von morgen. Von Hitler wird berichtet, daß er bei den Exekutionen die Verurteilten bei den qualvollen Hinrichtungen der anderen zusehen ließ. Solch ein Gefühl überkommt gelegentlich den Teilnehmenden, wenn er sieht, was ihm bevorsteht. Natürlich sind die Betroffenen diejenigen, die in dieser für sie unwirklich gewordenen Welt weiterleben müssen, ob sie wollen oder nicht. Und deshalb ist die **nachgehende Seelsorge** bei ihnen gerade in dieser sogenannten regressiven Phase ganz besonders notwendig. Wenn wir deutlich machen, wie sich bei ihnen vieles ändern muß, sich daran zu gewöhnen, nicht mehr Ehefrau, sondern Witwe zu sein, daß der Rhythmus der Familie und des Alltags plötzlich ganz anders wird, daß sie sich emotional umorientieren müssen, verstehen wir, daß sie Hilfe brauchen. Die anderen dagegen, die Teilnehmenden, die können diese Erfahrung zunächst noch einmal abschütteln wie einen Traum oder einen schrecklichen Film, den man gesehen hat. Sie kennen alle das Aufatmen, das kräftige Durchatmen, wenn die Leute vom Friedhof weggehen. Aber zunächst haben sie doch beide eine Realität kennengelernt, die sich bei den Betroffenen etwa in dem Bild ausdrücken läßt: Fallen ins Bodenlose, und bei den Teilnehmenden in dem Bild: Wandern über dünnes Eis.

Bis hierher, glaube ich, geht es um **Realitäten, unseres Lebens**, die wir kennenlernen. Jetzt setzt die Gefahr der barmherzigen Lügen ein. Diese Gefahr sieht für die Betroffenen so aus, daß **wir ihnen einreden, es wird wieder wie es war**. Das sind etwa die Vorstellungen von Wiedersehen mit dem Verstorbenen, oder Eingehen in den Himmel als die Heimat, wobei Heimat gedacht wird als das zurückliegende, bergende Vergangene. Hier lauern die barmherzigen Lügen. Yorick Spiegel hat sicher recht, wenn ersagt, das Evangelium verkündet das kommende Reich Gottes, nicht die Auferstehung der Familie. Den Teilnehmenden gegenüber besteht die Gefahr in der **barmherzigen Lüge**, daß wir ihnen einreden, es bleibt im Grund alles, wie es ist. Das sind Vorstellungen von der Unsterblichkeit wenigstens des wichtigsten Teiles des Menschen, vom ewigen Leben – gedacht als unendlich verlängerte Gegenwart. An diese Stelle gehört die persönliche Anrede des Toten, ein

barmherzig vrlögner Redemodus, der überraschenderweise außerhalb der Kirche besonders kräftig angewendet wird: Ein Redemodus, bei dem mindestens einen Moment lang der Mensch bestärkt wird in der Vorstellung, der Verstorbene kommt plötzlich doch wieder zur Tür herein. Oder, der Herr Kunze ist ja irgendwie immer noch da. An dieser Stelle müssen wir der Versuchung widerstehen, in den Nekrolog zu fliehen – die reine Rede über den Verstorbenen –, denn das ist eine Flucht. Angeblich hatte der Nekrolog die Aufgabe der Erbauung durch Vorbild. Wahrscheinlich ist der Ursprung christlichen Nekrologs in den Märtyrerakten zu suchen. Tatsächlich aber machen wir den Betroffenen das Weiterleben damit nur schwer, denn sie haben die Aufgabe, um weiter leben zu können, sich nüchtern mit der Person des Verstorbenen auseinanderzusetzen, auch in den nächsten Tagen und Wochen.

Die Teilnehmenden werden skeptisch gegenüber unseren Predigten, und die Leichenrede wird ihnen zur Lügenrede. Letztlich ist der Nekrolog nichts anderes als eine Anrede an den Toten, mit der wir der subjektiven Betroffenheit ausweichen, um uns auf objektiven Boden zu begeben, indem wir den Hinterbliebenen das sagen, was wir eigentlich dem Toten hätten sagen müssen. Und hätten wir's ihm sagen können? Natürlich soll vom Verstorbenen die Rede sein, aber nur in Beziehung auf uns und unser Leben heute und künftig.

**Zur zweiten Konzeption** (Werner Krusche): Wenn wir uns also der Situation wirklich stellen wollen und nicht die barmherzigen Lügen sagen wollen, dann haben wir wohl kaum eine andere Wahl, als die christliche Wahrheit am Grabe. Wir befinden uns damit auch in Übereinstimmung mit der Lebensordnung unserer Kirche, die uns aufzeigt: „An den Gräbern bezeugt die Kirche den Tod als Gericht über die Sünde. Sie verkündigt den Ostertag Jesu Christi durch die Auferstehung der Toten und sie bekennt sich zu seiner Wiederkunft zum Gericht und zur Vollendung seiner Gemeinde.“ Genau das sind drei Punkte, die Krusche genannt hat. Das ist ganz gewiß richtig. Nur entsteht hier das Problem: Dies ist nicht alles sagbar in einer Predigt. Das scheint auf den ersten Blick ein homiletisch-formales Problem, ein quantitativ-zeitökonomisches Problem, das wir von der Sonntagspredigt ja auch schon kennen. Jeder, der Predigterfahrung hat, weiß, daß man in einer Predigt nur immer einen kleinen Teil des Evangeliums sagen kann immer einen kleinen Teil des Evangeliums sagen kann, wenn die Predigt nicht gedanklich und theologisch überfüllt sein soll. Wer an jedem Sonntag das ganze Evangelium sagen will, wird bald bei Formeln landen. Aber am Grabe scheint dies von uns erwartet zu werden. Und dabei haben wir noch eine Reihe von Zusatzschwierigkeiten. Wir haben in der Regel eine ganze Reihe von Zuhörern, die kirchenfremd sind, und denen wir noch viel genauer und ins einzelne gehend erklären müssen, worum es geht. Wir sollen auf jeden Fall auch etwas Zusätzliches leisten zur Sonntagspredigt, nämlich über den Verstorbenen zu reden. Die Lutherische Lebensordnung fährt fort: „Zudem werden wir auch über das Leben des Verstorbenen sprechen und dankbar bekennen, was Gott an dem Verstorbenen und durch ihn getan hat.“ Und das ganze soll dann noch viel kürzer sein als die Predigt am Sonntag. Wer im Krematorium Dienst tut, kennt das Schild: Fasse dich kurz.

Zunächst ist die allgemeine Erkenntnis für das Gemeindeleben zu gewinnen, die Predigt am Sonntag hat

offenbar nicht nur einen aktuellen Charakter, sondern sozusagen auch einen prophylaktischen. Was ich heute in der Predigt höre, muß mir nicht heute wichtig sein, aber für die Zeit, da mir Hilfe Not sein wird. Wenn die Fluten kommen, muß das Haus auf dem Felsen bereits untermauert sein. Es ist deswegen wichtig, daß wir über den Tod und das Sterben und das Evangelium dazu auch in der Gemeinde das ganze Jahr über in unseren Predigten und in den Veranstaltungen der Gemeinde, vor allen Dingen in Gesprächen, etwas sagen, bewegen und bedenken. Denn ich meine, das vor- und auch das nachgehende Gespräch ist dazu weniger geeignet.

Das **Vorgespräch** darf ganz sicher, wie Heino Falcke sagt, nicht eine reine Motivjagd für die Bestattungspredigt werden. Und Werner Krusche hat sicher Recht, wenn er sagt, viele Predigten bleiben im Deklarieren stecken, weil das Vorgespräch im Notieren steckengeblieben ist. Aber die Erfahrung lehrt uns doch, daß wir in dieser Situation das, **was wir bei den Leidtragenden nicht abrufen können, kaum vermitteln**. Sie sind zwar offen für intensive Zuwendung, aber nicht für intensive Unterweisung.

Im **Nachgespräch** wird der Schwerpunkt auf dem Zuhören und nicht auf dem Reden liegen müssen. Und wenn wir reden, wird es stärker um Beratung gehen müssen, weniger um Belehrung.

3. Es steht also die Frage, **was wir jetzt aktuell an diesem Grabe sagen**. Die Forderungen sind deutlich. Im Zentrum soll die Verkündigung stehen, nicht der Akt; denn Bestattung ist kein Sakrament. Wir sollen nicht zum Toten reden, sondern zu den Lebenden; denn Bestattung ist prinzipiell Gottesdienst für die Lebenden. Wir sollen nicht über den Toten reden, sondern Evangelium verkündigen. Wir haben einen Auftrag und ein Angebot. Ich meine, dieses ist nur dann zu leisten, wenn wir uns deutlich machen, daß es letztlich doch nicht um ein formal-quantitatives Problem geht, sondern daß es zusammenhängt mit der qualitativen, der inhaltlichen Prägung des Evangeliums, das wir zu verkündigen haben. Solange wir fragen, wie soll man das alles in so kurzer Zeitsagen, was hier notwendig ist, solange erscheint das Evangelium noch als ein Was, das auf eine sinnvolle Weise zu vermitteln ist.

Und wir scheitern dann an dem Wie, das uns dieses Pensum aufgibt. **Evangelium aber ist nicht in erster Linie eine Information über Sachverhalte, die auf irgendeine kluge Weise vermittelt werden müssen, sondern Evangelium ist mindestens im gleichen Maße Anrede, die den Menschen ins einer Tiefe trifft**. Gerade am Grabe ist diese Funktion besonders stark hervorzuheben, denn es ist sicherlich möglich, den Menschen am Grabe mit dem Evangelium anzureden. Es ist aber kaum möglich, ihm hier das Evangelium auseinanderzusetzen. **Anrede beginnt aber nicht damit, daß der Mensch etwas versteht, sondern damit, daß er sich verstanden fühlt**. Deshalb, so hoch ich den Aufsatz von Werner Krusche und seinen Autor schätze, deswegen finde ich seinen Satz vom Ansatz her nicht richtig: „Was sich jeder selber sagen kann, kann nicht Predigtinhalt sein. Was wir von uns aus wissen, brauchen wir nicht zu predigen.“ Das würde bedeuten, daß Predigtinhalt immer nur das bisher Ungewußte ist. Die Anrede aber heißt, es wird beim Namen genannt, was ich erfahren habe.

Ich muß ihnen deswegen ganz kurz ein homiletisches **Grundmodell** skizzieren, von dem ich ausgehen möchte,



ein Modell für die Predigt am Grabe, aber prinzipiell auch für die Predigt am Sonntag. Es ist ein Modell, das in zwei Schritten besteht, die aber nicht mechanisch hintereinander gedacht sind, sondern sich auch ineinander verschränken können.

**Der erste Schritt heißt: Wiedererkennen.** Ich meine, es ist gerade die Stärke der biblischen Texte, daß wir in ihnen unser Leben wiedererkennen. Das bedeutet, daß ich beim Lesen biblischer Texte oder beim Hören der Predigt zunächst nicht sage: „Das habe ich noch nicht gewußt, das ist mir interessant“, sondern ich sage: „Das ist wahr, das ist wahr, das kenne ich auch.“ Daß ich sage: „Der weiß Bescheid, der Text und auch der Prediger spricht Wirklichkeit aus. Er kennt Wirklichkeit. Er kennt **mich**.“ Dadurch entsteht in der Predigt auch immer so etwas wie Gemeinschaft. Der Hörer sagt: „Darin bin ich also nicht allein, das geht anderen auch so, das betrifft also nicht nur mich.“ So entsteht **Identifikation mit dem Text**, indem ich merke, hier wird nicht nur eine interessante Geschichte erzählt, sondern hier wird meine Geschichte erzählt. Das ist nach meiner Überzeugung schon die halbe Predigt. Freilich erst die halbe.

Der zweite Schritt und die entscheidende andere Hälfte besteht in etwas, was ich **Horizontöffnung** nennen möchte. Das bedeutet, in den Texten wird meine Wirklichkeit wiedererkannt und sie erscheint doch in einem ganz anderen Licht. Es bleibt meine Geschichte, aber sie ist in einem viel größeren Horizont, in einem anderen Kontext. Sie erscheint mir einer ganz neuen Deutung, mit einer Alternative, mit einer Fortsetzung, die ich so nicht gesehen habe, mit einer Zielangabe. Mein Leben wird in größere Relationen gestellt. Das bedeutet einmal, es wird relativiert, d. h. es wird ein kleines Stück unwichtiger und dadurch entlastet. Es wird aber zugleich in Beziehung gesetzt zum Endgültigen, und dadurch wird es größer und wichtiger. In einem wird es kleiner und entlastet und im gleichen Vorgang wird es wichtiger und größer. Das ist das Bild, das die Bibel immer wieder vor uns stellt, das **Bild vom offenen Himmel**. Sie erinnern sich an den ersten Märtyrer der Kirche, Stephanus. Er sagt: „Siehe, ich sehe den Himmel offen.“ Das Tribunal um ihn hier hat sich nicht geändert. Doch ist alles für ihn plötzlich anders, weil er durchschaut, weil er diese ganze Szene sieht unter den Augen seines Herrn, sitzend zur rechten Hand Gottes. Und es gibt solche Augenblicke im Leben und Sterben, wo einer plötzlich durchschaut. Das ist der offene Himmel über den Hirten in Bethlehem, wo einen Moment der Himmel aufreißt. Die Lage für die armen Hirten ist scheinbar unverändert, trotzdem ist alles anders, nachdem sie es einmal einen Augenblick lang unter der Klarheit des Herrn gesehen haben. Da ist die Geschichte vom alten Vater Jakob, der auf einer ungeklärten Wanderung, verschuldet und vertrieben, unterwegs ist und einschläft irgendwo in der Fremde, und dann sieht er über sich den Himmel offen, und er erkennt sich, sein kleines Erdenleben in diesem großen Horizont, an der Stelle, wo die Himmelsleiter auftritt auf diese Erde unter den Augen Gottes, und wandert morgens in der scheinbar unveränderten Welt gerötet weiter.

Dieser homiletische Zwischenschritt sollte übertragen werden auf unsere Verkündigung am Sarg. Der erste Schritt, Ermöglichung von Wiedererkennen, kann dabei selbstverständlich nicht heißen, daß wir die persönlich-

sten Dinge der Betroffenen in der Öffentlichkeit zur Sprache bringen. Das wäre taktlos und würde bedeuten, daß wir in den Wunden ihres Schmerzes wühlen. Außerdem sind wir letztlich an dieser Stelle inkompetent, wir stehen nicht darüber. Sondern, was wiedererkannt werden soll, sind gleichsam die menschlichen Grundsituationen. Jene Grundsituationen existentieller Art, in denen sich die Betroffenen wieder finden ohne in ihnen alleine zu stehen. Deshalb rate ich von Anfang an strenge Textbindung. Wir sollten also zunächst nicht ausgehen von Situationen der Betroffenen, sondern vom Text; denn er gibt die Stichworte, die dann in der Meditation wiedererkannt werden sollen.

„**In der Welt habt ihr Angst**“, sagt der Text. Die Betroffenen haben Angst vor der leeren Wohnung, vor den nächsten Tagen, vor allen Dingen vor den nächsten Nächten. Und die Teilnehmenden haben Angst, weil sie einen Augenblick lang gesehen haben, was ihnen bevorsteht.

„**Meine Seele ist stille**“ — Tod und Stille gehören zusammen. Unsere Wohnung ist still geworden, das Zimmer des Verstorbenen ist jetzt still, weil es leer ist. Ist auch unsere Seele still, weil sie leer ist?

„**Und vergiß nicht das Gute**“ — Tod und Vergessen gehören zueinander. Das macht den Tod so schwer. Aber auch weiterleben müssen, nicht vergessen können, gehören zusammen. Und das macht das Weiterleben oft so schwer. Was dürfen wir getrost vergessen und welche Erinnerungen sollen wir festhalten?

In diesem Rahmen sollte dann auch von dem die Rede sein, was das Leben des Verstorbenen angeht. In dieser gemeinsam erkannten Erfahrung ist sein Leben mit unterzubringen. Ich bin deshalb sehr dankbar gewesen für eine Anregung, die mir Karl-Heinz Eichhorn aus der sächsischen Kirche einmal gegeben hat. Er beschrieb mir, wie er es anderen geraten hat und wie er es auch selber gemacht hat, bei dem Vorgespräch den Hinterbliebenen mögliche Predigttexte vorzulegen, Kurztex-te, Tageslosungen des Sterbetages oder des Bestattungstages, Wochenspruch, Monatsspruch, vier, fünf Texte und dazu zu fragen, welcher Text auf den Verstorbenen am besten passe. Überraschenderweise entscheiden sich die Hinterbliebenen immer für irgendeinen dieser Texte. Und wenn sie sagen, dieser Text würde eigentlich ganz gut zum Verstorbenen passen, dann kann man fragen: Warum? Auf diese Weise könnte es uns gelin-gen, den Text zu finden, in dem die Hinterbliebenen ihre eigene Wirklichkeit und ihre Beziehung zum Verstorbenen wiedererkannt haben. Es könnte uns gelin-gen, das zu tun, was wir tun sollten, gleichsam die **Assoziations-türen zu öffnen**, die in den biblischen Worten sind, in die **Assoziationsfelder der Zuhörer**. Dort hineinbegeben müssen sie sich allein. Goethe sagt: „**Den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu tun hat**.“ In diesem Fall sein eigenes persönliches Leben dazutun ist schon die halbe Predigt am Grabe, aber — erst die halbe.

Die andere kann nicht bestehen in einer ausführlichen Unterweisung über die Lehre des christlichen Glaubens, sondern darf von folgendem reden: Diejenigen, die unsere Wirklichkeit kannten, wie ihre Texte zeigen, sind über diesen unseren Erfahrungen nicht verzweifelt, wie ihre Texte auch zeigen. Sie haben größeres erfahren, größere Hoffnung. Und davon reden sie. Deshalb sagt die Lutherische Lebensordnung ganz mit Recht: „Am Grabe wird bezeugt.“ Das sind Zeugen, die

hier zu Wort kommen, Zeugen von Erfahrung. Unser Angebot am Grabe heißt, auf die zu hören, in deren Texten und Worten wir eigenes wiedererkennen, und doch sieht es bei ihnen ganz anders aus; denn hier reden Menschen, die ihre Lebens- und ihre Todeserfahrungen verstanden haben als Gotteserfassung – oder genauer gesagt, die sie als solche verstehen lernten. Die Frage, auf die wir am Grab antworten können, heißt: Wie sieht unser Leben, das eben genannt, beim Namen genannt, angesprochen wurde, wie sieht dieses Leben aus in dem großen Horizont, in dem sie es gesehen haben, in der Perspektive, in die die biblische Sicht jede einzelne Lebens- und Menschenerfahrung einfügt?

In die Angst, die wir alle haben, spricht da einer hinein, der sagen kann: „**Aber seid getrost – ich habe die Welt überwunden.**“

Die Stille wird da plötzlich zum Lauschen, zum Aufhören. Da gibt es Stillesein auf einen zu, der uns hilft. „**Meine Seele ist stille zu dem, der mir hilft.**“

Da bekommen die Erinnerungen plötzlich eine ganz andere und neue Qualität. Vergangenes Gute nicht vergessen können, macht eigentlich nur traurig. Aber wenn das Gute, dessen wir uns erinnern, uns **von Gott „getan“** wurde, dann erinnert dieses Gute an die Güte Gottes. Und solche Erinnerung begründet Hoffnung. Angst hat jeder. Stille herrscht in jedem Totenhaus. Erinnerungen haben wir alle. Die Frage ist, was fangen wir mit ihnen an? In welchen Zusammenhang stellen wir sie?

Für diesen homiletischen Zweischritt am Grabe brauchen wir also doppeltes Wissen. Wir müssen einmal wissen, wie den vom Tod Betroffenen zu Mute ist, damit wir diese ihre Erfahrung in den Texten aufdecken und die übergreifende Menschenerfahrung ansprechen können, damit sie für sie wiedererkennbar wird. Und wir brauchen das Wissen, in welchen großen Zusammenhang die Heilige Schrift diese unsere Erfahrungen stellt, so daß die Einzelerfahrung zugleich ihre hoffnungslose Endgültigkeit verliert wie auch ihre zufällige Gleichgültigkeit. Die Entscheidung, ob sich die Menschen auf diese Texte einlassen wollen, können wir ihnen nicht aufzwingen, noch nicht einmal abnehmen. Aber wir können ihnen deutlich machen, in diesen Texten ist von ihrem Leben die Rede, nicht von irgendetwas außer ihrem Leben. Wir können am Grab das ganze Evangelium nicht sagen, aber wir können deutlich machen, daß hinter allem, was wir sagen, ein Ganzes steht, das zu seiner Zeit Stück für Stück gesagt und belegt werden kann.

Eine Randbemerkung: Unsere Agende hat das zu wenig im Blick in den Textangeboten und in den Lektionsangeboten. Wahrscheinlich sind hier zu stark die Texte im Blick, die eine zentrale Bedeutung haben, und Lektionen, die zu stark nach dem Kriterium der theologischen Bedeutsamkeit ausgewählt worden sind und nicht so sehr nach der Verstehbarkeit auch ohne auslegende Predigt. Wir sollten darum gerade unter den sehr zahlreich angebotenen Texten gezielt aussuchen, vielleicht aber auch einige hinzusuchen, nicht unter dem Kriterium der intellektuellen Durchschaubarkeit, sondern unter dem Gesichtspunkt des existentiellen Anredecharakters an Menschen, die diesen in solchen Texten spüren. Das würde für mich bedeuten, daß z. B. die Osterberichte und die Eschatologie nach dem 1. Thessalonicherbrief der Predigt bedürfen. Für die Rede am Grab würde ich Stellen versehen wie Römer 8, 38: „Ich

bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn.“ Oder aus der Abschiedsrede Jesu: „Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.“ (Johannes 14, 27) Oder Offenbarung 5, 21: „Und der auf dem Stuhl saß, sprach, siehe ich mache alles neu!“

4. Ich möchte nur noch mit wenigen Strichen versuchen zu skizzieren, worin nach meinem Verständnis **dieses Ganze des Evangeliums** besteht, das wir nicht in seiner Gesamtheit an den Gräbern sagen können, aber um das wir wissen sollen. Ich kann ihnen natürlich auch nur etwas signalisieren und so, wie in einer einzelnen Predigt nicht alles gesagt werden kann, schon ganz und gar nicht in dem abschließenden Teil eines Vortrages. Aber ich möchte doch deutlich machen, in welche Koordinaten ich die jeweilige Situation eingeordnet sehen möchte. Die drei Stichworte, die uns mehrfach begegnet sind, heißen: Vollendung der Welt, Auferstehung Christi und Gericht über die Sünde.

#### a) Zur Vollendung der Welt:

Der Horizont, von dem wir die ganze Zeit geredet haben, dieser Horizont ist im Grunde genau das, was ich verstehen möchte unter der eschatologischen Sicht, eine eschatologische Sicht, in der unser alltägliches Leben, unser kleines Menschendasein hineingestellt wird und gesehen wird in dem großen Bogen, der sich spannt vom Ursprung zum Ziel der Welt. Die Welt kommt nicht irgendwo her, sondern sie kommt aus Gottes Hand, sie ist geschaffen. Und sie geht **nicht ins Gleichgültige, sondern sie geht ins Endgültige**. Damit beginnt unser Glaube. Wohin geht unser Weg? – Er geht, Gott weiß **wohin**? Er geht – Gott **weiß** wohin. Das heißt, über dieser Welt steht der Wille Gottes. Und das heißt für mich, die letzte Wahrheit ist uns freundlich. Diese letzte Wahrheit, die sagt, das, was für uns das Letzte ist, ist für Gott nur das Vorletzte. Das, worauf für uns schließlich alles hinausläuft, ist für Gott nur das Vorläufige. Bei uns, und darüber sollten wir uns keine Illusionen machen, läuft alles hinaus auf Tränen, auf Leid, auf Geschrei, auf Schmerz und am Ende auf den Tod. Aber in Gottes endgültigen Willen sind nicht die Tränen das Letzte, sondern der Trost; nicht der Schmerz das Letzte, sondern das Aufatmen; ist nicht das Leid das Letzte, sondern die Liebe; ist nicht der Tod das Letzte, sondern das Leben. Das, was für uns definitiv und unumstößlich in unseren Möglichkeiten Anfang und Ende bedeutet, ist für ihn Ausgang und Eingang. Darin besteht unsere Hoffnung, oder genauer, darin besteht meine Hoffnung, daß dieser Gott mich im Blick hat. Meine Auferstehungshoffnung ist begründet etwa in dem, was schon der Psalm 139 wußte: „Der mich kannte, ehe ich im Mutterleibe bereitet ward, der wird mich auch nicht vergessen, wenn ich hier davon muß.“ Im Gedächtnis der Menschen leben wir nicht weiter, denn das ist nicht lang. Aber wir leben weiter im Gedächtnis des allmächtigen Gottes. „Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst.“

b) Hier möchte ich Gedanken über die **Auferstehung** anfügen. Die Auferstehung sehe ich zusammen mit der Fleischwerdung, mit der Inkarnation. Inkarnation heißt ja, Gott kommt in diese unsere Welt, in diese unsere Geschichte. Und das heißt, das Letzte und Endgültige wandert ein in unsere Menschenzeit, in unsere Men-

schenwirklichkeit, in unseren persönlichen Alltag. Das Gleichnis vom Senfkorn redet davon. In Gestalt dieses Menschen, der irgendwann mitten in der Zeit in einem Winkel des römischen Weltreiches gelebt hat und gestorben ist, in diesem Menschen war die Wirklichkeit Gottes und die Zukunft der Welt unter uns gegenwärtig. Seit der Allerhöchste im Allgeringsten anwesend wurde, wissen wir, daß im Alltäglichen, im jeweils Heutigen, in dem, was uns alle Tage begegnet, das Ewige und Endgültige bei uns sein will. Auch der auferstandene Christus ist ein gegenwärtiger Christus. Er grüßt uns nicht aus der Vergangenheit, sondern er ist an unserer Seite und kommt von vorn her auf uns zu. Darum sind Ostergeschichten Begegnungsgeschichten, wo Leute auf den auferstandenen Herrn stoßen. Und auch unser Weg durch die Zeiten ist verstehbar als Weg nach Emmaus, wo das Herz gelegentlich brennt und wo wir doch erst hinterher bemerken, es war der Herr, dem wir begegnet sind auf unserem Wege. Jesus Christus ist auferstanden und bei uns alle Tage bis an das Ende der Welt. Das kann nicht heißen, daß er ein Wiedergänger gewesen ist, der nach seinem Tod zur Freude oder zum Schrecken der Hinterbliebenen noch einige Male aufgetaucht ist. Sondern dieses möchte ich verstehen mit dem Gleichnis aus dem Johannesevangelium von dem Weizenkorn, das in die Erde fällt und stirbt und sonst allein bleibt. Wo es aber erstirbt, bringt es viel Frucht. Das einzelne alleingebliedene Weizenkorn wird nicht mehr herausgeholt, sondern es wächst weit über sich hinaus und erscheint vielgestaltig und vielfältig wieder. So begegnet der auferstandene Herr den Seinen mit vielen Gesichtern, in vielen Gestalten, auf vielerlei Weise. Darum erzählt das Evangelium auch immer wieder Geschichten von Begegnungen, an denen Menschen sich bei ihrem Namen, in der Tiefe bei ihrem Namen gerufen hören: Saul, Saul, was verfolgst du mich? Simon, Jonas Sohn, hast du mich lieb? Spricht er zu ihr: Maria. Und plötzlich erkennen wir, der dort ruft, ist der Herr. Ich glaube, daß auch dies ein Grund dafür ist, daß in der christlichen Tradition Ostern und Taufe eng zusammengehören. Und ich sehe hierin eine christliche Legitimation, daß wir an den Gräbern auch vom Leben der Verstorbenen reden, weil und sofern sie Getaufte waren. Denn in dieser Taufe sind sie einst bei ihrem Namen gerufen worden und das heißt, sie waren von ihm gemeint, unverwechselbar. Der Herr hatte eine Geschichte mit diesem Menschen. Wie sah diese Geschichte aus? Der Herr hat ihn ständig gerufen, ins Leben und durchs Leben und ins Sterben. — Du bist mein.

c) **Das Gericht** möchte ich von diesem Evangelium her verstehen. Und zwar in zweifacher Weise. Einmal: Der johannäische Christus sagt: „**Wer nicht glaubt, der ist schon gerichtet.**“ In unserem Bild gesprochen heißt Sünde ja wohl, daß wir uns abschließen, abriegeln gegen diesen großen übergreifenden Horizont, daß wir die Klarheit des Herrn von unserem Leben abzublenden versuchen. Und hier ist dann wirklich der Tod der Sünde Sold. Denn ein solches eingesperrtes, eingemauertes, nur mit dem eigenen Licht beleuchtetes Leben fällt im Tode tatsächlich ins Bodenlose. Es ist angewiesen auf das sehr kurze Gedächtnis der Welt und ausgeliefert der Vergeßlichkeit der Nachwelt. Werner Krusche sagt sicher ganz richtig: Es geht bei diesem

Tod, von dem hier die Rede ist, nicht um den Tod, der die Bestattung notwendig macht, den stirbt jeder, ob er an Christus glaubt oder nicht, sondern es geht um den hoffnungslosen Tod, um den trostlosen Tod und damit um den endgültigen Tod, den er stirbt, der sein Leben nicht sehen kann oder nicht sehen will in dem Licht, das das Evangelium über dieses Leben scheinen läßt. Er ist schon gerichtet darum, daß er nicht glaubt an den eingeborenen Sohn Gottes.

Und zum anderen: Wer so nicht allein mehr für sich allein sterben will, und wehr so nicht mehr allein für sich sterben muß, der wird **nun auch nicht mehr für sich allein leben** wollen und können. Christus als Herr über unseren Tod erkennen und bekennen, heißt auch, ihn zu erkennen als Herr über unserem Leben und uns seinem Urteil zu unterstellen über unserem Leben. Wenn wir unser Leben in dem großen sinngebenden Horizont des Evangeliums sehen, dann sehen wir es gleichzeitig in einem großen Zusammenhang, einem Zusammenhang von Menschen, von Verantwortlichkeiten, Aufgaben, die nun nicht mehr Zufälligkeiten sind, sondern Gottgegebenheiten. Das heißt für die Predigt am Grabe, daß wir sehr wohl in der Lage sind, Aufgaben anzubieten in diesem großen Zusammenhang, in dem wir alle jetzt stehen, Aufgaben anzubieten **an den einsam Gewordenen**, für die wir verantwortlich sind, aber auch Aufgaben **für die einsam Gewordenen**, die wir ihnen zeigen können. In einer afrikanischen Bestattungsformel heißt es: „Unsere Schwester, unser Bruder ist gestorben — Christus lebt — unser Leben geht weiter.“ Aber keiner weiß, wie lange es weiter geht, und fragen uns an den Gräbern, wie wollen wir dieses weitergehende Leben füllen. Solch eine Aufforderung kann natürlich nur ergehen an die, die noch Zeit haben. Und solch ein Gesetz kann nicht gepredigt werden über die abgeschlossene Zeit des Verstorbenen, sie trifft und betrifft unser Urteil nicht. Wir können dem Verstorbenen nicht mehr Janken, aber wir können Gott danken für das, was er an ihm und durch ihn getan hat. Wir können dem Verstorbenen seine Versäumnisse nicht mehr vorhalten, aber wir können uns vor Augen halten, was wir aneinander versäumen könnten, um nicht dem Urteil unseres Herrn zu verfallen. Schließlich sollten wir auch nicht zu Urteilenden werden, indem wir so tun, als sei der Tod des Verstorbenen ein für uns durchschaubares Urteil Gottes über ihn. Das könnte so aussehen, daß wir sagen, warum gerade er, der noch so jung war, der noch so gebraucht wurde, der doch so gut war. Denn dieses bedeutet dann zwangsläufig: dann doch lieber jener andere. Er ist schon alt, er wird eigentlich nicht gebraucht, er taugt eigentlich nichts. Der Tod eines Menschen ist nicht eine für uns deutbare Strafe Gottes über ihn. Und unser Weiterleben ist nicht eine Belohnung für uns, sondern unverrechenbar steht über Tod und Leben von uns allen der Zorn und die Gnade Gottes.

#### Literatur zum Thema:

- Werner Krusche: In „Schritte und Markierungen“  
Aufsatz: „Unsere Predigt am Sarg“, Ev. Verlagsanstalt  
Berlin 1972, Seite 84–108
- Heino Falcke: In „Theologische Versuche V“, Ev. Verlagsanstalt Berlin 1975  
Aufsatz: „Unser Dienst an den Trauernden“